

## Zur Anthropologie des priesterlichen Gottvertrauens

Von Gottfried Griesl, Innsbruck

### I. DIE GEFÄHRLICHE VERSUCHUNG HEUTE.

In seinem Arbeiterpriesterroman „Die Heiligen gehen in die Hölle“ erzählt G. Cesbron: Der Kardinal ließ sich in seinem kleinen, schwarzen Auto, das traurig und altmodisch aussah wie ein Kirchenschweizer, durch die Vorstädte von Paris fahren. „Monsignore, wohin wollen Sie denn heute fahren?“ fragte ihn sein Sekretär. — „In meine Verzweiflung“, antwortete der Kardinal. Das Gesicht an der Fensterscheibe, das Herz zusammengeschnürt und die Hände verschränkt, so fuhr der Kardinal-Erzbischof langsam durch sein heidnisches Volk hindurch; sein blauer Blick schien die Bilder der grauen Gestalten in sich einzusaugen. „Alles Kinder Gottes! Ich bin verantwortlich für sie ... Verzeih mir Vater, verzeih mir ...“

Verzweiflung ist wohl nicht das richtige Wort. Es ist vielmehr die Gefahr der *Entmutigung*, durch die jeder wache Seelsorger früher oder später, aber sicher einmal hindurch muß. Wird er die Gefahr bestehen? Was wird aus ihm geworden sein, wenn sie hinter ihm liegt? Oder wird sie je noch hinter ihm liegen? Ernste Fragen, die sich Priesterbildner wohl immer schon stellten. Heute müssen wir sie wohl als Existenzfrage betrachten. Der pastorale Ackerboden ist hart. Auch wenn man es nicht anders erwartet hat, zerbricht auf die Länge viel Schwung an der zähen *Verständnislosigkeit* und am laufenden Mißverständnis gegenüber seelsorglicher Mühe. Der Priester darf nicht wehleidig sein. Er hat auf sichtbare und baldige Erfolge zu verzichten, den Mißerfolg zu schlucken und beschwerdelos zu verdauen. Der *Rückzug* in die tröstliche Geborgenheit einer eigenen Familie bleibt abgeschnitten. Auch der Stützpunkt unangreifbarer gesellschaftlicher Stellung ist von der sozialen Entwicklung überrollt worden. Gefährlicher jedoch als der *Undank* der Herde (gegen den man sich durch gesunde Erfahrung doch abhärtet) wirkt das Gefühl mangelnder Geborgenheit und Anerkennung durch die kirchliche Obrigkeit. Die Empfindlichkeit in dieser Richtung wächst erfahrungsgemäß mit fortschreitendem Alter. — Wenn das Maß der Arbeitslast nicht vernünftig überlegt und verteilt wird, führt die *Überforderung* zur physischen Ermüdung und diese zur Entmutigung. Der Psychologe weiß zwar, daß der Kausalzusammenhang richtiger in der umgekehrten Reihenfolge zu verstehen ist (also mit der Entmutigung beginnend), jedenfalls spielen sich die drei Faktoren meist überzeugend in die Hände. —

*Enttäuschung* gibt es in jedem Leben. Sie trifft dann ein, wenn mir jemand oder etwas so übel begegnet, wie ich es nicht erwartet hätte; sie setzt also eine Erwartungstäuschung voraus, die in der enttäuschenden Begegnung zerbricht. Die Scherben verletzen. In ihrem ungeläuterten Berufsoptimismus leiden junge Priester oft schwer an Enttäuschungen; noch schlimmer ist es, wenn sich der Erfahrene dadurch schützt, daß er nicht viel Gutes mehr erwartet. Am schlimmsten, wenn ihn die Erfahrung gelehrt hätte, von sich selber nichts mehr zu erwarten. Man darf nicht übertreiben. Aber die Gefahr der Entmutigung im heutigen Priesterleben ist ernst genug und bedarf einer sorgfältigen Diagnose und Therapie.

Was Cesbrons Kardinal bedrückt, betrifft nicht die eigene Person. Es ist die sachliche, *berufliche Entmutigung* angesichts der scheinbar unaufhalt-samen Desacralisierung jener Welt, deren Heiligung dem Priester auf das Gewissen gebunden ist. Diese Versuchung trifft ins Herz. Unsere Aufgabe kann es hier nicht sein, die objektive Berechtigung eines solchen Pessimismus zu kritisieren. Wir fragen pastoralpsychologisch lediglich nach dem Grund der Entmutigung auf der Subjektseite. Die aufgezählten Situationen können wir durchaus nicht als Ursache priesterlicher Entmutigung anerkennen, sondern nur als Anlässe; oder Erlebnismaterial, in dessen Bearbeitung es beim einen zur Entmutigung, beim anderen aber zum kraftvollen Dennoch kommt. (Vom Kardinal erzählt Cesbron: „Überströmend von Demut und neuen Absichten kam er zu seinem Palais zurück und überarbeitete eilig einen Plan zur Missionierung, obwohl er wußte, daß er ihn nicht mehr selbst ausführen könnte“). Offensichtlich gehen die widrigen Erlebnisse in die Seele des Priesters ein, passieren dort eine Siebung oder Schaltung, modifizieren sich und kommen als Reaktion wieder zurück in Gestalt sehr verschiedener Entschlüsse und Haltungen. Wenn eine Entmutigung herauskommt, so ist der Mensch, wie der Sprachgebrauch treffend sagt, „mit der Sache nicht fertig geworden.“ Die Ursache der Entmutigung haben wir also anthropologisch mit Recht auf der Subjektseite, in der mangelnden Verarbeitung des Erlebens zu suchen. Die Erkenntnis scheint banal. Aber sie hilft, wie wir noch sehen werden, die Versuchung der seelsorglichen Entmutigung vom Kern her überwinden.

## II. AUSSICHTEN UND AUFGABEN FÜR MORGEN.

Wir fragen uns, ob wir in den kommenden Jahren mit einer Erleichterung oder Verschärfung des Problems rechnen können. Das geistige Profil unseres priesterlichen Nachwuchses hat sich im Laufe der jüngsten Entwicklung merklich verändert. Dem aufmerksamen Beobachter fällt bei den heutigen Theologen eine Überfülle von unbewältigten Lebensfragen auf und die selbstquälerische Tendenz, sich laufend neue zu schaffen. Weiter die affektive Abwendung von jeder Macht-Autorität und der Ver-

such, mit der Obrigkeit in ein demokratisches Vertrauensverhältnis zu kommen. Am meisten aber fällt auf die große *Berufsunsicherheit*. Sie äußert sich in Bindungsscheu: Man zögert mit dem Eintritt in das Seminar und verheimlicht die Absicht, wo es möglich ist; läßt sich ungern als Priesterkandidat auf den Leuchter stellen und dadurch verbindlich abstempeln; schiebt die Weihen hinaus, so lange als möglich; die endgültige Berufentscheidung fällt im Durchschnitt sehr spät, viel später als gut ist, denn priesterliche *Berufsausbildung* kann nur dort gut ansetzen, wo einer bereits entschlossen ist, sich auf dieses Ziel hin zu formen. So geht aber wertvolle Zeit und Mühe bei Theologen wie Erziehern mit der Sisyphusarbeit der *Berufsklärung* verloren. Es gleicht einem Fahren mit angezogenen Bremsen. In dieser Situation an den guten Willen der Kandidaten zu appellieren, sie sollten besser „anziehen“, hat keinen Sinn, führt nur tiefer in die Entmutigung. Es fehlt nicht am Willen, sondern am Vermögen. Mit der nüchternen Sachlichkeit dieser Generation setzen sie sich intensiver mit den Schwierigkeiten des kommenden Priesterlebens auseinander, als wir es oft ahnen, und sie erschrecken: Werde ich dieser Belastung standhalten? Sie suchen sehr verantwortungsbewußt die Bestätigung der Berufseignung in sich selbst. In diesem Zusammenhang fällt ihnen sittliches Versagen doppelt schwer auf die Seele und wirft sie immer wieder zurück in die Unentschiedenheit. Was ihnen heute noch nicht möglich ist, wagen sie nicht für morgen von sich selbst zu hoffen. Rastlos suchen sie nach einer greifbaren Bestätigung des Berufenseins von Gott her, nach einer *Garantie*. Es fällt ihnen äußerst schwer, auf die Sicherung zu verzichten und sich gelassen und gelöst in die Hand des Herrn fallen zu lassen. Um dieses *Wagnis des Glaubens* geht es aber. Solange man sich noch andere Reserven hält und Rückzugsmöglichkeiten offen läßt, gibt es keinen vollen freudigen Einsatz und ohne diesen keine wirksame Berufsformung. Eine schmerzliche Not wird hier offenbar, die uns alarmiert. Wer helfen will, muß wissen wo. Es handelt sich im Grunde nicht um ein Versagen des Willens (er will wohl, aber kann nicht), aber auch nicht um eine Not, die unmittelbar durch Belehrung behoben werden könnte. Entmutigung vermögen wir nicht mit rationalen Argumenten zu widerlegen, Mut nicht zu „beweisen“. Man kann ihn nur *haben*. Entmutigung stellt eine Not des „*Herzens*“ dar, um in der Sprache der Bibel zu reden. Die Haltung des Herzens gründet aber tiefer als das rational Faßliche und rationell Manipulierbare. Was da aus der *Tiefe* auf den Menschen wirkt, können wir in doppelter Weise verstehen: Im Lebenslängsschnitt gesehen, sind es die fortwirkenden Prägungen, die wir an den Ursprüngen des Lebens erhielten; im Querschnitt gesehen, sind es die Energien und Gestaltungen, die aus der Tiefe des Unbewußten auf uns wirken. Beide Weisen vereinen sich in der mütterlichen Geborgenheit des Kindes: „Die Mutter als Schicksal“ (F. Schottländer).

Der Priesterberuf stellt gewiß eine göttliche Gnade dar. Aber die Gnade ist nur *eine* Dimension des Berufes. Die andere Dimension ist das konstante Ja des Gerufenen auf den Anruf Gottes und dieses Ja bedeutet eine menschliche Leistung, die heute von vornherein *Mut* erfordert. In dieser Sicht erklären sich auffällige Eigenheiten in der Statistik unserer Priesterstudenten: Sie stammen durchweg aus kinderreichen Familien (4—5 Geschwister im Durchschnitt Österreich und der Schweiz); haben meist tüchtige, gesunde und fromme Frauen als Mütter (Crottogini); selten sind sie Mutterwaisen, während ein Viertel der Theologen keinen Vater mehr hat. Vielleicht gehört auch die Tatsache hierher, daß die dörfliche Familie, die eine stärkere Traditionsgeborgenheit hat, unvergleichlich mehr Priester hervorbringt als die städtisch-industrielle Gesellschaft.

Auf der anderen Seite müssen wir bedenken, daß die Priester, die in diesen Jahren zur Weihe kommen, in den Zusammenbrüchen des Krieges und der Nachkriegszeit geboren wurden. Die Hilflosigkeit und notvolle Prägung ihrer Kindheit konnte nicht ohne lebensgeschichtliche Auswirkung bleiben. Von hier aus wird das hilflose Herumrudern in Problemen, die Unsicherheit, mißtrauische Nüchternheit und Bindungsscheu der Theologen eher begreiflich. Dazu kommen mehr oder weniger geglückte Kompensationsversuche wie: Gemachtes Auftreten, gespielte Selbstsicherheit, Skepsis. Man beobachtet auch nicht selten unter dem Druck der Lebensentscheidung (vor den Höheren Weihen) massive Angststeinbrüche. Im allgemeinen rechnen wir heute damit, daß etwa ein Fünftel aller Jugendlichen milieugeschädigt sind. Da in der Berufsmotivierung die Kompensation eine große Rolle spielt, haben wir auch unter den Priesterkandidaten immer derartige Integrationsschwierigkeiten zu erwarten. Alle diese Merkmale tragen das Signum einer gewissen *Entmutigung*. Das geistliche Leben der Priesterkandidaten und die priesterliche Seelenführung wird sich also vermehrt um die Vorbeugung und Heilung solcher Gefährdung kümmern müssen.

### III. ZUR PHÄNOMENOLOGIE DER ENTMUTIGUNG

Die Wichtigkeit der Aufgabe kommt uns klarer zum Bewußtsein, wenn wir das Erscheinungsbild der Entmutigung etwas unter die Lupe nehmen. Der Priester steht als *adiutor gaudii* (2 Cor 1,24) im Dienst Gottes und der Gläubigen. Christus hat die Botschaft von der erlösenden Liebe Gottes seinen Jüngern gesagt, damit Seine Freude in ihnen sei und ihre Freude vollkommen sei (Jo 15, 11). Wenn sich aber Entmutigung schwer auf die Seele des Priesters senkt, so erdrückt sie in ihm selber den Ausdruck der Freude. Er trifft den Ton nicht mehr. Die „Frohbotschaft“ aus seinem Mund verliert die Überzeugungskraft. Er müßte erlöster anschauen (Nietzsche). Die Depression des Gemütes erschwert die priesterliche Aufgabe als Zeuge und Bürge der fortwirkenden Erlösung. Sie ist

keineswegs „gottgefällige Traurigkeit, die heilsame Sinnesänderung bewirkt“, sondern „Betrübnis der Welt, die den Tod wirkt“ (2 Cor 7, 9—11). Entmutigung lähmt in der Tat die Kräfte und hemmt die notwendige Hingabe. Der Priester spürt, daß die Schablone seiner Amtstätigkeit bleibt, aber Geist und Kraft herausstirbt. Umso treuer versucht er in der mechanischen Erfüllung seiner Pflicht zu bleiben. Die moralische Leistung des Defaitisten mag bewundernswert sein, aber sie ist keine menschliche und christliche Lösung. — Ein anderer behilft sich mit der *Illusion*; wenn man ihn fragt, so geht immer alles gut, ja glänzend. Man sagt, solche Leute hätten es gut. Aber man ahnt kaum, was es sie gekostet hat, die Augen vor den harten Tatsachen so gründlich zu verschließen.

Ein dritter flieht in die *Kompensation*. Er stürzt sich in die Arbeit, kennt keinen Urlaub und keine ruhige Stunde. Hektischer Seelsorgsbetrieb hat seine Wurzel nicht immer im Seeleneifer, sondern auch oft in einem verzweifelten Ausbruch der verzagten Seele. Wenn man von der Wirksamkeit der Gnade und vom bloßen Instrumentalcharakter unseres Priestertums nicht zutiefst überzeugt ist, dann liegt diese krampfhafteste Selbsthilfe allerdings nahe. Diese Mitbrüder bedürfen priesterlicher Hilfe am meisten. *Violenta non durat*. Als Kompensation müssen wir auch die freiwillige Selbstbeschränkung mancher „Spezialisten“ betrachten. Sie legen das Wort vom „*pusillus grex*“ auf ihre Weise aus und begnügen sich in der Pfarr-Seelsorge mit der eifrigen Betreuung der Kinder, Frauen oder einer organisierten Gruppe. Natürlich muß man für solche Festlegungen einen Grund angeben, und es findet sich immer eine sekundäre Rationalisierung als Alibi. Primär mangelt es oft am Mut zum Schwereren und zum Ganzen.

Mit *Resignation* bezeichnen wir die verbreitetste Erscheinungsform. Der Entmutigte ergibt sich in „sein Schicksal“, er verzichtet auf die Erwartung, deren Realisierung seinen Mut herausforderte. Weil der Mensch ohne Erwartung letztlich nicht leben kann, bemächtigt sich des Entmutigten häufig eine tiefe Unruhe, die ihn unstet herumtreibt auf der Suche nach Erfüllung. Das Vakuum wurde eben durch die Resignation geschaffen und kann ohne die Aufrichtung des Mutes nicht mehr gefüllt werden. Die Unzulänglichkeit aller anderen Erfüllungen vertiefen nur die Entmutigung. Die ruhelose Suche hat ihren anthropologischen Sinn. Sie zeigt mir, daß mir etwas fehlt. Wenn ich den Sinn in demütiger Selbsterkenntnis erfasse, dann werde ich inne, daß kein Gut außer mir fehlt (weil ja kein äußeres den Mangel befriedigt), sondern etwas in mir fehlt, eben der Mut der Erwartung. Wenn ich den Sinn verfehle, so wird sich die Suche im Kreise bewegen und zur Fehlform der Erwartung auswachsen, zur „Sucht“. Bezeichnend für die Sucht ist, daß die Befriedigungssuche des Menschen in eine übermächtige Triebmechanik absinkt; jede Befriedigung läßt dann das Bedürfnis umso stärker werden; mit Schnaps kann man

den Durst nicht löschen. In diesem Zusammenhang verstehen wir das Herrenwort an die unstete Frau in Sichar: „Jeden, der von diesem Wasser trinkt, wird wieder dürsten; wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, den wird nicht mehr dürsten in Ewigkeit“ ... (Jo 4,13). Wenn wir die Einsicht auf das priesterliche Leben anwenden, so begreifen wir, daß ihn die Entmutigung verleiten kann, vor seiner Zölibatsverpflichtung zu versagen. Er resigniert am Widerstand der beruflichen Enttäuschung, seine übernatürliche Erfüllungserwartung biegt sich zurück auf natürliche Befriedigungsschablonen (Regression), er sucht Trost bei der Frau.

Der letzte Ausweg des Entmutigten geht in die Betäubung der *Gleichgültigkeit*. Gewaltsam bricht er die Suche ab, um endlich zur Ruhe zu kommen. Aber es ist eine tödliche Ruhe. Die Langeweile der „skeptischen Generation“, wie sie heute auch literarisch kultiviert wird, hat ihre Wurzel im tragischen Lebensgefühl und in der existentialistischen Verzweiflung. Geladen mit bitterem Zynismus, entlarvt sie die Scheinruhe ihrer Herkunft, sobald sie ausbricht. Es ist dem Menschen nicht gegeben, ohne Hoffnung zu existieren, weil die Hoffnung zu seinem Wesen gehört. Wenn in der Verzweiflung das letzte Fünkchen Hoffnung erlischt, so bedeutet das anthropologisch den Tod und theologisch die Todsünde wider den Hl. Geist, „die weder in dieser noch in der künftigen Welt vergeben wird“ (Mt 12,32), sie erstickt ja das Heil schon im Keime.

#### IV. DIE SIEBTE HAUPTSÜNDE.

Schon die Kirchenväter fragten nach dem Zusammenhang der Sünden im Menschenleben und suchten nach den gemeinsamen Wurzeln in der Konkupiszenz. So entstand im Anschluß an die antiken Lasterkataloge das System der Hauptsünden. Als anthropologisches Modell diente Platons Lehre von den drei Seelenschichten, die in seiner Physiognomik den drei Hauptkörperteilen (Kopf, Brust, Bauch) entsprechen. Auf diese Weise war auch die Verbindung mit der biblischen Einteilung der Laster (Fleischeslust, Augenlust, Hoffart des Lebens, 1 Jo 2, 16) und eine gewisse Rangordnung hergestellt. Bei Cyprian (De morte c. 4) haben wir die ersten Versuche, bei Johannes Cassianus (De institutis coenobiorum) die Hauptquelle der Lehre. Seit Gregor I. werden nur mehr 7 Hauptsünden aufgezählt, die anthropologische Grundlage ist nicht mehr spürbar. Das System der sieben Hauptsünden wurde von Thomas übernommen und ging wie eine Glaubenswahrheit in den Katechismus catholicus ein. Es leidet aber an ernstlichen Mängeln. Als Einteilungsgründe figurieren die metaphysischen Kategorien Platons und der Stoiker, die zuständigen Auffassungen der Bibeltheologie und Moralpsychologie treten ganz zurück oder werden nur gewaltsam angepaßt.

Platonische Seelenschicht	Kardinal-tugend	vitia capitalia bis Gregord.Gr.	Hauptsünden seit Petrus	Johanneisches Sch.
Kopf: νοῦς „Geist“	φρόνησις Klugheit	superbia cenodoxia	} Hoffart } Neid	Hoffart des Lebens
Brust: θυμός „Herz“	ἀνδρεία Mut	acedia tristitia ira	} „Trägheit“ } Zorn	Augenlust
Bauch: ἐπιθυμητικόν „Fleisch“	σωφροσύνη Zucht und Maß	avaritia luxuria gula	Geiz Unkeuschheit Unmäßigkeit	Fleischeslust

Sowohl die Theologie als auch die Anthropologie hat seit dem Frühmittelalter einige Fortschritte gemacht. Es erhebt sich ernstlich die Frage, ob die Einteilung überhaupt adäquat und vollständig sei. Der hl. Thomas bemerkte noch sehr gut die Schwäche der Systematik, und er unterschied daher grundsätzlich die Wurzelsünden (avaritia) von den Hauptsünden (superbia Vgl. S. th. I, II, qu. 84, art. 3). Diese wertvollen Ansätze wurden aber nie mehr entwickelt; die Einteilung der 7 Hauptsünden verfiel der Versteinerung. Jeder Beichtvater und Katechet spürt diesen Fremdkörper in der Gewissensbildung und Bußpraxis. Das Unverständnis zeigt und rächt sich am sichtbarsten bei der 7. *Hauptsünde* „acedia“. Man übersetzte den Ausdruck nicht nur zweifelhaft, sondern geradezu falsch mit „Trägheit“. Was das Wort im sittlichen Bewußtsein der Kinder und fast aller Gläubigen bedeutet, ergibt sich aus der Beichtanklage: „Ich bin faul gewesen“; also Mangel an Rührigkeit und ökonomischer Produktivität. Das stellt freilich im Normsystem der säkularisierten und technisierten Leistungsgesellschaft eine Hauptsünde dar, aber mit christlicher Moral hat die Verwechslung von acedia mit pigritia nichts mehr zu tun. „Acedia“ bedeutet beinahe das Gegenteil, nämlich den Widerwillen gegen göttliche Güter, der sich kundtut in ruheloser Sucht nach irdischen Gütern und Flucht in die Geschäftigkeit. Der Seelsorger muß den Zusammenhang in unserer Wohlstandswelt immer wieder feststellen. Aber schon die Kirchenväter kannten ihn. Sie zählten verschiedene „*filii acediae*“ auf:

desperatio (Verzweiflung)  
pusillanimitas (Entmutigung)

- rancor (Mißmut) — amaritudo (Verbitterung) — malitia (Bosheit)  
 torpor (Gleichgültigkeit)  
     somnia (Schlfrigkeit)  
     otiositas (Langeweile)  
 evagatio mentis (Flucht vor sich selbst)  
     importunitas mentis (aufdringlicher Überdruß)  
     curiositas (unersättliche Neugier)  
     verbositas (Zerstreuung im Gerede)  
     inquietudo (Unruhe)  
         — corporis („neurot. Funktionsstörungen“)  
         — mentis („Nervosität“)  
 instabilitas (Unstetigkeit)  
     — loci (Hast)  
     — propositi (Wankelmut)

Die ausgezeichnete Phänomenologie Gregors d. Gr. zeigt mit dieser Zusammenstellung sehr klar, daß die *acedia* nicht im Gegensatz zur Arbeit-samkeit steht, sondern zur Suche nach dem Reich Gottes, die uns der ängstlichen Sorge um das Irdische enthebt (Mt, 6,34). Thomas definiert die *acedia* als Überdruß (*taedium*) und trauernde Niedergeschlagenheit (*tristitia*) gegenüber dem Göttlichen, an dem sich die Liebe freut (II, II qu. 35, art. 2) *Acedia* gehört also zur Gattung der Traurigkeit und widerspricht der Tugend der Liebe, die zu Gott und den göttlichen Gütern ein frohes und mutiges Ja sagt. Wir haben in der deutschen Sprache leider keine Bezeichnung für den gemeinten Mangel an Heilsverlangen. „Heilsüberdruß“ wäre vielleicht noch das beste Wort.

Unserer Untersuchung kommt es jedoch nur darauf an, den Ort in der christlichen Anthropologie für jene traurigen Erscheinungen zu finden, die wir vorläufig als *Entmutigung* bezeichnet haben. Es fällt sofort auf, daß die erwähnten „*filii acediae*“ Punkt für Punkt übereinstimmen mit den Ausdrucksformen der *Entmutigung*. Wo durch *Entmutigung* das Selbstwertbewußtsein angeschlagen ist, „mutet“ sich der Mensch die Hochwerte des Heils nicht mehr zu. Er versagt seinem wahren Wesen die Zustimmung, sich auf das Vollalter Christi hin zu verwirklichen. Er verschließt sich dem hohen Anspruch seiner Würde und wagt es nicht mehr zu sein, was er ist, d. h. was Gott von ihm will. Aus dem Verzagen folgt das Versagen auf dem Weg der christlichen Selbstverwirklichung. Für den religiösen Menschen sind Selbstvertrauen und Gottvertrauen unlöslich verbunden. Der Entmutigte verachtet sozusagen die Werte, die ihm Gott geschenkt hat, „und aus dieser Verachtung folgt die *acedia*“, wie Thomas feststellt (II, II, qu. 35, art. 1, c). Manche Dinge werden am besten erhellt, wenn ihr Gegensatz klar ist. Der gemeinsame Gegensatz zur *acedia* und zur religiösen *Entmutigung* ist das *Gottvertrauen*.



## V. DIE BEDEUTUNG DES URVERTRAUENS FÜR DAS GEISTLICHE LEBEN.

Mit dem Gottvertrauen meinen wir die menschlich erfahrbare Seite der eingegossenen göttlichen Tugend der Hoffnung. Ihr Gegenstand ist Gott selbst und in ihm unser Heil (Materialobjekt). Aber auch das *Motiv* der Hoffnung (Formalobjekt) ist göttlich: Sie stützt sich nicht auf menschliche Leistung und Erfahrung, sondern auf die absolute Sicherheit der Liebe, des Heilswillens und der Verheißung Gottes. Daher kann sie auch nicht durch menschliches Versagen erschüttert werden. Gerade diese Erschütterung gefährdet jedoch den Entmutigten und trifft so sein religiöses Leben ins Mark. Menschliche Zuversicht und Tapferkeit stützen sich auf ermutigende Erfahrung und unterscheiden sich daher wesentlich von der göttlichen Tugend der Hoffnung. Es besteht aber in der Einheit der Person ein enger Zusammenhang zwischen menschlicher Zuversicht und göttlicher Hoffnung, zwischen Entmutigung und Verzweiflung des einen Menschen. *Gratia supponit naturam*. Die übernatürliche Hoffnung bedarf sozusagen eines geeigneten natürlichen Gefäßes (*potentia oboedientialis*), in das sie mit der Heilsgnade eingegossen wird. Aufgabe der christlichen Erziehung und Selbstentfaltung ist es, dieses Gefäß immer tauglicher zu formen. Es kann auch verformt und zerbrochen werden. Wenn wir ihm einen Namen geben wollen, so muß es wohl *Vertrauen* heißen.

Vertrauen setzt voraus, daß ich vom Wohlwollen und der Zuverlässigkeit eines anderen überzeugt bin, also daß ich an ihn glaube und ihm in Liebe verbunden bin. Es besteht darin, daß *ich mich ihm überlasse*; Vertrauen bietet seinerseits wieder die unabdingbare Voraussetzung dafür, das zu wagen, was ich aus mir selbst nicht kann (und zu diesen Akten gehören fast alle großen Entscheidungen unseres Lebens! Daher gibt unser Verhalten an diesen Weichenstellungen immer das beste Kriterium unseres Gottvertrauens ab). Man sieht, daß Vertrauen eine Bedingung für Bestand und Entfaltung des Menschen bildet, dessen Wesen auf Mithilfe angewiesen ist. „Ich hoffe auf Dich für uns“: — das ist vielleicht der gemäßigste und umfassendste Ausdruck für jenen Akt, den das Zeitwort *hoffen* noch unklar und verhüllt wiedergibt (G. Marcel, *Philosophie der Hoffnung*, München 1964, p. 63) Vertrauen ist also eine lebensnotwendige, soziale, wir-bildende Beziehung zum Du.

Wir wissen heute, welche Bedeutung die Vatergestalt in der Erfahrung des Kindes für das spätere Gottesbild im Glaubensleben hat. Noch viel früher und tiefergehend beginnt sich die Gestalt der Du-Beziehung des Vertrauens im Umgang der Mutter mit dem Kind zu formen. Für das hilflose Wesen bedeutet die Fürsorge einer liebenden Mutter am Beginn seines Lebens nicht nur eine vitale Lebensnotwendigkeit, sondern auch die erste Grundlegung menschlichen Vertrauens. Wenn es normal im dritten Monat seine ausschließliche Aufmerksamkeit der Muttergestalt zuwen-

det und schließlich auf den Anblick des Gesichtes mit einem Lächeln antwortet, so bedeutet dieses Lächeln die erste aktive und gerichtete Kundgebung, den ersten Übergang aus der Passivität zum Selbsttun. Das setzt bereits die *Geborgenheit* der ersten Du-Beziehung voraus. Wir kennen von hospitalisierten Kindern her die tristen seelischen Folgen, wenn die Mutter oder deren Liebe fehlt. Jede weitere Station der menschlichen Entwicklung bildet eine gefährliche Klippe, an der das Vertrauen zerbrechen kann, aber auch einen Markstein, von dem weg es sich neu entfaltet. Von Bedeutung ist die Zeit der *Entwöhnung* und der Reinlichkeitsgewöhnung, in der die Mutter dem Begehren des Kindes erstmalig ein festes Nein entgegensetzen muß. Die Wunde der Versagung (Frustration) kann nur durch das Vertrauen gesund geheilt werden, das hinter dem Nein noch das Ja der Liebe weiß. Ähnliches gilt für die erste *Trotzperiode*, die das Vertrauen der Eltern auf die Probe stellt. Mit dem Erwachen des Ich erhebt sich die Du-Beziehung hier in das helle Bewußtsein. Dem Kind kommt es in einem dunklen Drange mit seinem Getue darauf an, festzustellen und sich beweisen zu lassen, daß es „trotzdem“ geliebt wird; also unabhängig von und vor aller eigenen Bravheitsleistung. Diese Erfahrung hat exemplarische Bedeutung für seine religiöse Entfaltung. Damit ihm der Glaubensweg ermöglicht wird zum himmlischen Vater, „der uns zuvor geliebt hat“ und dessen Liebe immer stärker ist als menschliches Versagen. Daß selbst der Todsünder nur das Band seiner Liebe zu Gott zerschneiden kann, nie aber die Liebe Gottes zu ihm. Es geht zuinnerst um das Vertrauenkönnen. In diesen Entwicklungsjahren, wo die Schablonen natürlicher Grundeinstellung geformt werden, die dann auf das religiöse Leben übergehen, sind Erziehungsfehler besonders folgenschwer. Der größte Fehler ist wohl der tatsächliche (oder auch nur angedrohte) Liebesentzug. Das Kind kann dann nicht mehr vertrauen. Damit sinkt der Boden unter seinen Füßen weg. Es wird entmutigt. Die Individualpsychologie führt jede neurotische Störung auf solche grundsätzliche Entmutigung zurück. Wenn Gott im Erziehungsvollzug zur absoluten Drohung mißbraucht wird, so zertritt man die Keime religiösen Lebens, das liebende Vertrauen zu ihm. Wir haben allzuviele Gläubige, die gewissenhaft „ihre religiösen Pflichten“ (darin besteht für sie das übernatürliche Leben) erfüllen, aber ohne Schwung, ohne Freude, ja eigentlich ohne Überzeugung. Als letztes Motiv ihrer Treue steht im Hintergrund die — Angst. Folgen einer verbreiteten pelagianischen Erziehung, die in Gott zuerst den Richter des Bösen sieht, dessen Liebe immer erst „nachher“ kommt, weil sie zuerst mit eigener Tugendleistung erkaufte werden muß. Was bleibt dann dem Menschen angesichts seines Versagens? Klaus Thomas, evang. Pfarrer, Psychotherapeut und Betreuer der Lebensmüdenstation in Berlin, stellt bedauernd fest, daß an die 40 % aller Ratsuchenden an „ecclesiogenen Neurosen“ leiden und daß 12 % aller Lebensmüden aus geistlichen Kreisen stammen. Die Fehleinstellung re-

ligiöser Entmutigung liegt so tief, daß sie sich in allen Lebensvollzügen auswirkt und z. B. auch graphologisch nachgewiesen werden kann. Es gibt eine Schrift mit künstlichen Verbiegungen und Denkbügen, die ängstliche Hemmungen und Unechtheit bei vorteilhafter Konvention verrät. Sie wurde als Standesschrift der Höheren Frauen in Klöstern gelehrt und trägt in Fachkreisen den Namen „Sacré-Coeur-Duktus“. —

B. Häring (*Das Gesetz Christi, Freibg. 1954*<sup>1</sup>, p. 603) schreibt: „Der Weg der Hoffnung beginnt mit der Furcht vor den ewigen Strafen, mit der Furcht vor dem Ausschluß aus der Liebe Gottes, mit der Hochschätzung der von Gott uns verheißenen übernatürlichen Güter. Darauf muß die Loslösung von der Verhaftung an die falschen Güter und Freuden folgen; gleichzeitig muß das Vertrauen auf die Güte und Hilfe Gottes wachsen. Damit steht der Mensch auf dem Weg der göttlichen Hoffnung“.

Natürlich gehört die Furcht, den geliebten Vater zu beleidigen, als notwendiges Pendant zur christlichen Hoffnung. Wenn der Furcht aber hier wieder einmal die Priorität in der religiösen Entfaltung eingeräumt wird, so steht der Mensch nach diesem Vorgang auf dem besten Weg zur Angstneurose. Die Abfolge mag in einer metaphysischen Deduktion gefallen, sie widerspricht aber der gesunden Anthropologie und hat in der katechetischen Anwendung allmählich Schaden genug gestiftet.

Der Raum gestattet uns nicht, auf die Entfaltungskrisen des Gottvertrauens in der Pubertät und um das „kritische Jahr 18“ einzugehen. Es sei jedoch hingewiesen, daß die Jahre der Lebensmitte (in Tirol sagt man, mit 40 mache es den „Schnaggler“) und des Abschiedes vom Berufsleben noch wichtige Stationen der Reife des Gottvertrauens bringen.

## VI. ANTHROPOLOGISCHE HINWEISE.

Psychologisch gesehen, enthält das Vertrauen zwei lebenswichtige Elemente. Das *erste* ist statistischer Art: Die *Geborgenheit*. Die Einbettung des Kindes über das schützende Du in einem verlässlichen Wir bildet die Voraussetzung, daß das Kind die Verhaltensordnung der Eltern in der Erziehung gesund übernehmen kann. Ohne diese Geborgenheit wird es anthropologisch fast unmöglich, mit der Schuld fertig zu werden, Strafe richtig zu verstehen und zu überstehen, das Gewissen zu bilden, der immer riskanten Begegnung mit der Welt gewachsen zu sein und der Lebensangst zu entgehen. Das *zweite* Element des Vertrauens ist dynamischer Art: es gibt uns den *Mut zur Selbstverwirklichung*.

a) Was tun wir aber, wenn das Urvertrauen eines Menschen in den lebensgeschichtlichen Fundamenten vernachlässigt oder zerstört worden ist? Und das ist bei sehr vielen der Fall, die zum Seelsorger um Hilfe kommen, wenn der bittere Mangel anläßlich eines enttäuschenden Zusammenbruchs offenbar wird. Nun, muß man sagen, die Situation ist wohl ge-

fährlich, aber nicht verzweifelt. Die familienhafte Geborgenheit des Kindes erweist sich wohl in der Norm als entscheidende Lebensbedingung, aber sie bleibt menschlich beschränkt, relativ. Die Entzauberung der elterlichen Allmacht, Weisheit und Güte und die Entdeckung ihrer Schwächen gehört zu den schwersten Enttäuschungen des werdenden Menschen, aber sie bleibt keinem erspart. Spätestens in der Pubertät trifft sie ein und muß sie normalerweise kommen. Der Sinn dieses Vorgangs liegt in dem Ansporn, sich an der Stelle der zerbrechenden relativen Sicherung eine *absolute Sicherung* in der göttlichen Geborgenheit christlicher Hoffnung zu suchen. Die Entdeckung dieser letzten Geborgenheit, ohne die das Leben zum unlösbaren Problem wird, steht auch dem milieugeschädigten, lebensgeschichtlich entmutigten Menschen — allerdings auf außerordentlichem Wege — offen. Sie ist eine Frage der personalen Zuwendung zu Gott in Glauben und Liebe und hat ihren optimalen Kairos gegen das 20. Lebensjahr.

Wenn wir die Einsicht auf die Entfaltung des Priesterberufes anwenden, so fragen wir uns: Wer kümmert sich eigentlich um diese Situation beim Priesterkandidaten? Forum internum, Sache des Spirituals, gewiß. Die Theologiedozenten haben ihre Sache und zwar nach strengwissenschaftlichen Prinzipien vorzutragen. Wenn unsere Studenten, aus dem gleichen Holz geschnitzt wie ihre Kollegen von der profanen Fakultät, vom Abitur in die Theologie kommen, so fällt ihnen die Teilung in zwei Schubladen — gottlob — noch schwer. Sie verwundern sich. Sie hätten eigentlich ganz andere und sehr persönliche Fragen auf dem Herzen. Aber unter der kalten Dusche der aristotelischen Thesen gewöhnt man sich bald an die Zweispurigkeit. Setzen wir heute nicht zu Unrecht den Glauben unserer Kandidaten allzu selbstverständlich voraus? Ist es verwegen, an diesem Tabu zu rütteln und den Verdacht zu äußern, die theologische Ausbildung könnte auch einmal an der persönlichen Glaubensentscheidung des jungen Menschen vorbeigehen? Statistisch fällt auf, daß viele unserer Theologen eine starke und hartnäckige Mutterbindung besitzen. Für den Psychologen legt sich die Vermutung nahe, daß hier der tätige Mut zur Selbstverwirklichung fehlt, sich aus der natürlichen Geborgenheit zu lösen und das Risiko der übernatürlichen Hoffnung zu wagen. Eine Bestätigung dafür liefert die angestrengte Suche unserer Kandidaten nach einer endgültigen Berufsgarantie. Das wirksame Motiv für das Wagnis christlicher Hoffnung, sich ganz in die Hand Gottes fallen zu lassen, kann nur aus dem Glauben kommen.

Die Untersuchungen von H. Stenger\* lassen keinen Zweifel bestehen,

\* Wissenschaft und Zeugnis, Salzburg, 1961; Glaube in der Entscheidung, Freiburg i. Br. 1961; Die Glaubenssituation der Studierenden an den Theolog. Hochschulen, in Theologie der Gegenwart, Heft 3, 1963, p. 96—107.

daß die zentrale Frage, mit der sich die Erziehung und Ausbildung des Priesterkandidaten heute zu befassen hat, seine *gefährdete Glaubensentfaltung* ist.

Die Aufgabe darf kein Reservat des Spirituals bleiben, sondern obliegt allen Priesterausbildern „*consociata actione*“, wie die Konzilsvorlage *De Institutione Sacerdotali IV, 6* besagt. Die verderbliche Unterscheidung von wissenschaftlicher Ansicht und gläubiger Überzeugung spukt immer noch durch die Welt. Der seelsorgliche Handwerker kann mit einer Ideologie sein Auskommen finden, nicht aber der Zeuge Christi. Erst wenn der Priester seinen persönlichen Glauben zur Reife gebracht hat, findet er selber in Gott jene Geborgenheit, die ihn zum asketischen, zeichenhaften Verzicht befähigt und menschliche Entmutigung in göttlicher Hoffnung überwinden läßt.

b) Freilich bedarf die menschliche Schwachheit fernerhin auch einer *zeichenhaften Geborgenheit bei der Mutter Kirche*, der er sein Leben anvertraut hat. Kaum etwas kann ihn so knicken, wie das Gefühl, zum Zahnrad eines herzlosen Apparats geworden zu sein und erst dann bei der Obrigkeit ein Interesse zu erwecken, wenn man straffällig wird. Vom Zahnrad verlangt man lediglich, daß es reibungslos und schön synchron laufe; versagt es, so wird es ausgetauscht. Im Räderwerk des modernen Verwaltungsapparats triumphiert das geist- und gottlose Leistungsprinzip. Wenn es sich in die kirchliche Verwaltung einschleicht und womöglich mit den Resten mittelalterlicher Autokratie vermischt, so gibt das ein ungünstiges Betriebsklima. Die Betriebspsychologie lehrt uns — und auch so mancher Sozialhirtenbrief —, daß dem Arbeiter drei Bedingungen zur seelischen Bewältigung seiner Existenz gewährleistet sein müssen: Sicherheit, Geborgenheit und Anerkennung. Kein größerer Betrieb kann heute mehr ohne Personalreferenten auskommen, der dafür Sorge trägt. Der kirchlichen Verwaltung gelingt dieses Kunststück sogar in großen Diözesen. Vielleicht ließe sich hier noch einiges vermenschlichen, um die zahlreichen priesterlichen Vertrauenskrisen aufzufangen. Viel wäre schon getan, wenn unsere Bischöfe den hierarchischen Kollegiatsgedanken, nachdem sie ihn nach oben auf dem Konzil durchgesetzt haben, nun auch daheim und nach unten gelten ließen; wenn die rein autoritäre Amts-Bezeichnung durch etwas vertrauensvollen Dialog erleichtert würde.

Auch die Weisungen für die Priestererziehung könnten ohne die viel strapazierte militärische Terminologie besser auskommen (sie verrät nur, daß ihre Verfasser nie auf dem Kasernenhof gestanden haben) und ohne die ständige Einschärfung des „absoluten Gehorsams“; (er ist auch in der kirchlichen Disziplin unmoralisch und läßt einen beträchtlichen Mangel an Vertrauen durchblicken).

c) Damit wären einige äußere Anlässe priesterlicher Entmutigung entschärft. Die *Ursache* liegt immer im Entmutigten selbst. Um sie zu bereinigen, bedarf es ehrlicher Selbsterkenntnis und demütiger Selbstkritik. Hier kann die Psychologie eine wertvolle Hilfe leisten durch die Entlarvung eines Mechanismus, den wir *Projektion* nennen. Wir verstehen unter Projektion eine Verlegung von rein inneren Vorgängen, besonders wenn sie affektgeladen sind, auf die Umwelt. Der Vorgang geschieht unbewußt und ungewollt, kann aber bewußt gemacht und nur so überwunden werden.

*In seinen Gesprächen mit dem damaligen Oberbürgermeister von Danzig Rauschnig bekannte Hitler, daß es sich bei seinem Judenhaß gar nicht um die realen äußeren, sondern um den inwendigen Juden handle. Den inneren könne man kaum fassen und vernichten; so müsse man sich eben an die realen Juden in der Außenwelt halten.*

Auch die alten Hebräer luden am großen Versöhnungstag ihre Sünden auf den Sündenbock ab und stürzten ihn dann vom Berg. In ähnlicher Weise ist der Verärgerte oder Entmutigte geneigt, seinen Affekt nach außen zu projizieren. Er lädt ihn einer Person oder Institution als Sündenbock auf, die an sich nicht so viel dafür kann. Die Enttäuschung oder Entmutigung wird auf diese Weise nicht beseitigt, sondern vertieft und dauerhaft gemacht, weil ich ja den anderen nicht ändern kann wie mich selbst. Verbitterung folgt dann unausweichlich. Erst wenn ich den Mechanismus durchschaue, kann ich die Betrübnis auf mich selbst zurückwenden, wo sie ihren wahren Sitz hat, und in „heilsamer Sinnesänderung“ (2 Cor 7,10) von innen her heilen.

Ich werde vielleicht daraufkommen, daß ein unerleuchtetes Geltungsstreben zum Scheitern führte und noch dankbar werden für die Enttäuschung, die zur klärenden Besinnung führte. Ich werde immer fragen nach dem Sinn und im eigenen Versagen der größeren Liebe Christi innwerden, der ich mich umso vertrauensvoller überlasse.

d) Gegen die Entmutigung ist allerdings auch ein helfender Weg von außen nach innen zu empfehlen. Es ist die Bewahrung eines *gesunden Lebensrhythmus* in der seelsorglichen Arbeit. Wenn sich der Schwund des Gottvertrauens häufig in hektischer Betriebsamkeit und Erfolgsuche äußert, so gibt eine solche Angewöhnung gerne den Nährboden für die Entmutigung. Vernünftige Lebensart entzieht die Voraussetzung eines solchen Abgleitens.

Die Versuchung der *acedia* ist freilich nur von der *Wurzel* her zu überwinden: in der christlichen Hoffnung. Es bedarf der betenden Versenkung in unseren weltüberwindenden Glauben, um sich in die Hand Gottes fallen zu lassen, der die Liebe ist.